MAX KINNINGS

Stirb für deine Sünden

GOLDMANN
Lesen erleben

Buch

Der gefallene Hedgefonds-Manager Graham Poynter hat sich zu Weihnachten in seiner riesigen Villa im Londoner Nobelviertel Belgravia verbarrikadiert. Ein Elite-Sicherheitsteam soll ihn und seine Familie vor der Meute Journalisten schützen, die draußen auf ihn lauert. Doch gegen den maskierten Eindringling haben sie keine Chance. Als die Fernsehkameras schockierende Bilder von einem auf dem schmiedeeisernen Zaun aufgespießten Wachmann senden, schickt die Londoner Polizei ihren besten Mann: Ed Mallory, der blinde Vermittler und Spezialist für Geiselnahmen, ist die letzte Hoffnung für die Familie Poynter. Doch wie stoppt man einen Wahnsinnigen, der in seinem unbändigen Rachedurst keine Gnade kennt?

Weitere Informationen zu Max Kinnings
sowie zu lieferbaren Titeln des Autors
finden Sie am Ende des Buches.

Max Kinnings

Stirb für deine Sünden

Thriller

Aus dem Englischen
von Verena Kilchling

GOLDMANN

Die englische Originalausgabe erschien 2013 unter dem Titel
»Sacrifice« bei Quercus Editions Ltd, London

Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.

MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C014496
FSC
www.fsc.org

Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

Das FSC®-zertifizierte Papier *Pamo House* für dieses Buch
liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage
Deutsche Erstveröffentlichung März 2015
Copyright © der Originalausgabe 2013 by Max Kinnings
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2015
by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München
Umschlagmotiv: FinePic®, München
Redaktion: Alexander Groß
MR · Herstellung: Str.
Satz: IBV Satz- u. Datentechnik GmbH, Berlin
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN: 978-3-442-48145-3
www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz

Dem Andenken
an meinen Vater, Terry Kinnings,
gewidmet

10.15 Uhr

11 Blenheim Terrace, Belgravia

Jemand hörte Weihnachtslieder. Es war einer der üblichen Pop-Sampler: »Merry Christmas Everybody« von Slade, »Happy Christmas (War is Over)« von John Lennon und dazwischen einige Instrumentalstücke. Die Musik war leise, Ronnie konnte sie in der kalten Londoner Luft gerade noch hören. In ein bis zwei Stunden roch es vermutlich überall nach Truthahnbraten, was unweigerlich Heimweh in ihm auslösen würde. Aber sein satter Feiertagszuschlag versüßte ihm die Tatsache, dass er nicht bei seiner Familie sein konnte. Noch ein paar solche Sonderschichten, und er würde mit seinen Lieben über Neujahr verreisen können.

Ronnie hatte noch nie am ersten Weihnachtstag gearbeitet. Wenn man bedachte, wie viele Jahre er bei den Fallschirmjägern gewesen war und seit seiner Rückkehr ins Zivilleben nun schon bei Omega Security arbeitete, überraschte es, dass er von seinen sechsundvierzig Weihnachtsfesten nicht wenigstens eines arbeitend verbracht hatte. Er dachte an das alljährliche Geschenkeauspacken zu Hause in Bromley. Bestimmt hatte seine Familie bereits damit angefangen. Bromley war gar nicht so weit weg. Er blickte über die Dächer von Belgravia Richtung Südosten und schätzte die Entfernung auf fünfzehn oder sechzehn Kilometer Luftlinie. Belgravia bildete natürlich einen starken Kontrast zu seinem eigenen Viertel. Ihm hatte einmal jemand erzählt

– oder vielleicht hatte er es in den Nachrichten gehört –, dass dieser Teil Londons zu den teuersten Wohngegenden der Welt zählte. Auch dieses Haus war sicher ein Vermögen wert, fünfundzwanzig Millionen, möglicherweise dreißig. Verrückt. Neid war dennoch nicht angebracht, da war er sich sicher. Die Familien, die hier lebten, waren auch nicht glücklicher als andere. Ganz im Gegenteil, wenn man den Schlagzeilen glaubte.

Ronnies Kollegen bei diesem Auftrag – Paul und Roger, auch Roj genannt – schien es ebenfalls nicht allzu viel auszumachen, am Weihnachtstag zu arbeiten. Die gute Bezahlung spielte dabei natürlich eine nicht unerhebliche Rolle. Paul war im Garten und sicherte die Außengrenzen des Grundstücks, während Roj die Terrasse am rückwärtigen Teil des Gebäudes bewachte. Zumindest glaubte Ronnie das. Was er nicht wusste, war, dass beide Kollegen tot waren. Paul lag umgeben von einer Blutlache auf einem Gartenweg, der zwischen zwei Blumenbeeten hindurchführte. Er war mit einem Käsedraht stranguliert worden, sein Hals fast vollständig durchtrennt. Roger lag mit dem Gesicht nach unten auf der hinteren Terrasse. Der Angreifer hatte ihm ein Jagdmesser ins obere Rückenmark gerammt. Jetzt war der Mann, der die beiden Sicherheitsleute getötet hatte, auf dem Weg zu Ronnie.

Er würde später noch Zeit haben, seine Familie anzurufen. Am besten um kurz vor eins, wenn Trish, seine Frau, den Truthahn fertig haben wollte. Eigentlich waren private Telefonate während der Arbeitszeit nicht erlaubt, aber es würde ja nur ein paar Minuten dauern. Ronnie überquerte die Dachterrasse und entfernte sich aus dem Schatten, den der Schornstein warf. Er schloss für einen kurzen Moment die Augen und genoss die Wintersonne. Vielleicht konnte

er ein Last-Minute-Schnäppchen ergattern und mit seiner Familie an einen warmen Ort fliegen. Auf den Kanarischen Inseln war das Wetter um diese Jahreszeit angenehm mild, und auch Nordafrika kam in Frage, zum Beispiel Tunesien. Dort hatte er mit seiner Familie vor einigen Jahren einen schönen Urlaub verbracht. Er würde sich darum kümmern, sobald er Zeit fand.

Ronnie hörte die Schritte hinter sich erst, als sie schon fast bei ihm waren. Als er herumwirbelte, stand ein schwarz gekleideter Mann mit Sturmhaube vor ihm, der ihn deutlich überragte, obwohl sich Ronnie mit seinen knapp ein Meter neunzig immer als überdurchschnittlich groß empfunden hatte. Der Boxhieb des Mannes ließ Ronnie nach hinten taumeln. Bevor er nach seiner Waffe greifen oder ausweichen konnte, hatte ihm der Angreifer erneut ins Gesicht geschlagen. Dann stieß er ihn mit solcher Wucht nach hinten, dass Ronnie über die niedrige Mauer stürzte, die die Dachterrasse umgab. Wild um sich schlagend fiel er durch die kalte Winterluft, bis sein Sturz jäh von den spitz zulaufenden Enden des schmiedeeisernen Zauns vor dem Haus abgefangen wurde. Vier dieser Zaunspitzen bohrten sich durch seine Körpermitte und traten am Rücken in einer geraden Reihe gleichmäßig verteilter blutiger Wunden wieder hervor.

06.17 Uhr (Vier Stunden früher)

VIP-Lounge, Flughafen Heathrow

Lily Poynter ging einige Schritte hinter ihren Eltern. Als kleines Mädchen war sie bei gemeinsamen Ausflügen immer vorneweg gerannt, doch irgendwann während der

Pubertät war sie dazu übergegangen, hinter ihnen zu gehen. Vielleicht war sie nicht mehr so erpicht darauf wie sie, das jeweilige Ziel zu erreichen. Ihr war klar, wie kindisch und bockig der Abstand zu ihren Eltern wirkte, aber sie hatte einfach nicht mehr das Gefühl, Teil ihrer Welt zu sein. Stattdessen genoss sie die Distanz. Jede Trennung war willkommen, auch wenn sie nur aus wenigen Metern Luft bestand. Dass sie in den vergangenen drei Monaten auf engem Raum mit ihnen zusammengepfercht gewesen war, hatte ihren Groll gegen sie noch verstärkt. Die beiden hatten es schon vor längerer Zeit aufgegeben, im Umgang miteinander den Schein von Anstand und Höflichkeit zu wahren. Dieser Schein hatte kaum die erste Woche in Zürich überlebt, wohin sie nach dem spektakulären Kollaps des Hedgefonds ihres Vaters, Stanmore Partners, gezogen waren – oder vielmehr geflohen.

Ihre Mutter legte Wert darauf, dass Lily schick gekleidet war, wenn die Familie im Privatjet reiste, weshalb sie aus Prinzip ihre schwarzen Leggings und einen Kapuzenpullover angezogen hatte, nur um ihre Mutter zu ärgern. Warum reiste man denn im Privatjet, wenn man dort nicht tragen durfte, was man wollte? Ihre Mutter war ein solcher Snob. Ihr Vater auch, aber der hatte momentan andere Sorgen als den Kleidungsstil seiner Tochter. Zum Beispiel, wie er einer Haftstrafe entgehen konnte. Es war bereits die Rede von einem Schneeballsystem, mit dem die Anleger abgezockt worden seien. Was die Medien und die Öffentlichkeit besonders erzürnte, war der verschwenderische Lebensstil, den ihre Eltern offen zur Schau stellten. Während andere große Namen der Finanzwelt seit der Bankenkrise die Köpfe einzogen und sich unauffällig verhielten, warfen Lilys Eltern das Geld weiterhin ungerührt zum Fenster

hinaus. Die Presse liebte nichts mehr als Ruin und Niedergang, und durch die immensen Verluste, die Stanmore Partners eingefahren hatte, entwickelte sich dieser Fall immer mehr zu einem Desaster epischen Ausmaßes. Trotz der Flucht in die Schweiz hielten immer neue Enthüllungen das öffentliche Interesse auf beiden Seiten des Atlantiks aufrecht.

Lily beobachtete die Anspannung ihrer Eltern, als sie sich dem Ausgang näherten. In der exklusiven Umgebung der First-Class-Lounge hatten sie sich sicher gefühlt, abgeschirmt von der Außenwelt und ihren Anfeindungen. Draußen jedoch, jenseits der Türen, war es mit der Sicherheit vorbei. Nachdem sie hinaus in die kalte Luft getreten waren und ihre Mutter sich mit genervter Miene nach ihr umgesehen hatte – *jetzt komm endlich, Lily* –, suchte ihr Vater den Bereich vor dem Flughafen nach Fotografen ab, nach »Abschaum«, wie er sie nannte. Er hatte Glück, es waren keine Reporter zu sehen, und der Wagen wartete bereits auf sie. Es war ein riesiger schwarzer Mercedes. Wenn Lily ein Pfund für jeden großen schwarzen Mercedes bekommen hätte, in dem sie in ihrem Leben chauffiert worden war, hätte sie vermutlich genug Geld gehabt, um selbst einen zu mieten.

Nachdem das Gepäck im Kofferraum verstaut war, steuerte der Fahrer sie durch den spärlichen Weihnachtsverkehr Richtung Innenstadt. Lily beobachtete ihn. Er war ein wenig bleich im Gesicht, aber nicht unattraktiv. Ungefähr fünfunddreißig. Groß, schlank. Nicht die typische untersetzte Statur eines Chauffeurs. Dennoch besaß er die stille Unaufdringlichkeit, die ein guter Chauffeur mitbringen musste, und sprach nur dann, wenn das Wort an ihn gerichtet wurde, sagte nur seine Meinung, wenn er explizit

darum gebeten wurde. Als sie vom Flughafenzubringer auf die M4 fuhren, ertappte sie ihn dabei, wie er sie im Rückspiegel musterte, ihr direkt in die Augen blickte. Er sah sofort wieder weg, aber Lily gab sich für einen kurzen Moment der Vorstellung hin, er könnte ein Auge auf sie geworfen haben. In Wirklichkeit hielt er sie wahrscheinlich für ein verwöhntes reiches Gör, weiter nichts. Wie alle anderen auch. Gegen dieses Image kam sie nicht an. Warum sorgte Wohlstand – auch wenn man überhaupt nichts für ihn konnte – unweigerlich dafür, dass sämtliche Sorgen, Probleme und Unsicherheiten, die man mit sich herumschleppte, in den Augen Außenstehender unbedeutend erschienen? Lily hatte sich dieses Leben nicht ausgesucht. Mit den Machenschaften ihres Vaters und den Vorwürfen gegen ihn hatte sie nicht das Geringste zu tun. Sie hatte sich ausführlich über die Verbrechen informiert, derer die öffentliche Meinung ihn anklagte, und musste zugeben, dass sie schlimm klangen. Wenn er auch nur die Hälfte dessen wirklich begangen hatte, verdiente er es, für lange Zeit in den Knast zu wandern. Einige Vorwürfe würden schwer nachweisbar sein, andere waren ziemlich eindeutig. Die Presse ergötzte sich natürlich an der misslichen Lage ihres Vaters, war jedoch nicht der Ursprung der hasserfüllten Hetzreden gegen ihn, denn diese entstammten den finsteren Tiefen des Internets, den sozialen Medien. Lily konnte nicht mehr wie normale Jugendliche Twitter und Facebook nutzen, durfte nicht einmal eine E-Mail-Adresse besitzen, die ihren echten Namen enthielt, weil sie sonst mit Hass-Mails und Beleidigungen überhäuft wurde. Einige davon richteten sich gegen ihren Vater, andere direkt gegen sie. Ihr waren schon die unterschiedlichsten Bestrafungen angedroht worden, viele von ihnen sexueller Natur, manche

durch und durch pervers. Ihr Vater hatte darauf bestanden, dass sie sämtliche Vorfälle der Polizei meldeten. Nachdem Lily zusätzlich ihre Online-Identität geändert hatte, waren die Hass-Mails verstummt, zumindest weitgehend.

Es waren jedoch nicht die sogenannten Trolle, die ihr die größte Angst einjagten, denn hinter diesen Internet-Aggressoren verbargen sich meist bemitleidenswerte Außenseiter und Versager. Nein, es waren die Hacker, Mitglieder von Aktivistennetzwerken – auch »Hacktivisten« genannt –, die mühelos in jedem Aspekt ihres Lebens herumschnüffelten. Ihr war klar, dass sich diese Leute nicht abschütteln ließen, wie oft sie ihre Online-Identität auch änderte. Sie lauerten irgendwo dort draußen, beobachteten und belauschten sie. Im Grunde war niemand vor ihnen sicher, aber nur bestimmte Menschen waren für Hacktivisten interessant. Lilys Freunde zählten nicht dazu, schließlich hatten deren Väter nicht weltweit Schlagzeilen gemacht, weil ihnen Betrug im großen Stil vorgeworfen wurde. Aus diesem Grund unterschied sich Lilys Leben grundlegend von dem ihrer Freunde, auch wenn diese sie nie darauf ansprachen, um ihr nicht wehzutun.

Es war immer noch dunkel draußen. Die Autobahn verlief nun auf einer erhöhten Trasse und näherte sich Hammersmith. Vor ihnen erstreckten sich die Lichter Londons. Endlich war sie wieder hier. Sie beobachtete ihren Vater, der auf dem Beifahrersitz saß, durch die Frontscheibe auf die näher kommende Stadt starrte und an der Nagelhaut seines Daumens zupfte. Es war das einzige Anzeichen für den Aufruhr, der in seinem Inneren tobte, wie sie wusste. Für einen Mann, der sein Geld damit verdiente, auf die Zukunft zu wetten, war die Ungewissheit, in der er und seine Familie sich derzeit befanden, nicht ohne größeren

Stress zu verkraften. In den Zeitungen war nicht länger die Rede davon, dass er womöglich mit einer Gefängnisstrafe zu rechnen habe; dort galt seine Haft längst als sicher. Es war nicht etwa so, dass Lily sich über den Absturz ihres Vaters freute – dafür hatte sie zu viel zu verlieren –, aber in ihr wuchs das Gefühl, dass er sich die meisten Probleme selbst zuzuschreiben hatte, dass er sie durch seine Arroganz und seine Gier selbst herbeigeführt hatte. Manchmal kam es ihr so vor, als wäre der Mann, den sie als kleines Mädchen gekannt hatte, ein anderer Mensch gewesen. Er war auch damals schon beruflich erfolgreich gewesen, jedoch noch nicht vergiftet von der Welt, in der er sich bewegte. Diese Person existierte schon lange nicht mehr. Lily hasste die Welt der Hochfinanz, und als sie nun ihren Vater mit finsterem Blick durch die Windschutzscheibe auf London starren sah, kam ihr der Gedanke, dass sich vielleicht auch in ihm ein gewisser Hass auf diese Welt regte.

06.49 Uhr

Fortis Green Road, Muswell Hill

Ed Mallory atmete tief ein, nachdem er von der Rückbank des Polizeiautos gestiegen war, das ihn zum Tatort gebracht hatte. Wahrscheinlich war es nur Einbildung, aber er war sich sicher, in der Luft etwas wahrzunehmen, was eine chemische Reaktion in seinem Gedächtnis auslöste und ihn in seine Zeit in Muswell Hill zurückversetzte. Hier hatte er gewohnt, als er zu der Geiselnahme in die Hanway Street gerufen worden war, eine Erinnerung, die ihn täglich aufs Neue überkam, nicht zuletzt deshalb, weil ihn die damalige Verhandlung sein Augenlicht gekostet hatte.

Bis zu jenem schicksalhaften Tag hatte er glückliche Jahre in Muswell Hill verbracht. Er hatte die Wälder und Freiflächen von Highgate und Alexandra Park geliebt, den Blick auf London aus der Ferne, das Gefühl, ein wenig abseits des städtischen Trubels zu stehen. Jetzt, wo er blind war, spielten solche Dinge nicht mehr die gleiche Rolle wie früher. Vielleicht war das falsch, vielleicht hätte er sich mehr darum bemühen müssen, wenigstens ansatzweise sein altes Leben zurückzuerobern. Dazu war er offenbar noch nicht bereit, auch nach vierzehn Jahren nicht. Seine ehemalige Therapeutin war an seiner Unfähigkeit verzweifelt, die neue Situation zumindest annähernd zu akzeptieren. Ihrer Ansicht nach verhinderte Ed mutwillig seinen eigenen Heilungsprozess. Was vermutlich stimmte. Wie zur Bestätigung hatte er aufgehört, die Hilfe der Psychologenzunft in Anspruch zu nehmen.

Vom Auto wurde Ed direkt zur Kommandozentrale gebracht. Dort roch es wie in allen Verhandlungszellen: nach billigem Kaffee und abgestandenem Zigarettenrauch. Rauchen war in öffentlichen Gebäuden längst nicht mehr erlaubt, aber der Rauch hatte sich in Kleidung und Atem einiger Anwesender festgesetzt. Ed wurde den übrigen Teammitgliedern vorgestellt. In solchen Momenten fragte er sich regelmäßig, wie er wohl auf Personen wirkte, die ihn zum ersten Mal sahen. Sein Gesicht war vernarbt, vor allem um die Augen herum, die er wie immer hinter einer Sonnenbrille verbarg. Er machte sich nicht aus Eitelkeit Gedanken um sein Äußeres, sondern weil er um seine Wirkung besorgt war. Auf keinen Fall wollte er, dass die Leute bei seinem Anblick Mitleid empfanden. Auf Mitleid konnte er gut verzichten. Sein Misstrauen hatte zur Folge, dass er sich im Umgang mit seinen Mitmenschen ein eher schrof-

fes Auftreten angewöhnt hatte. Zumindest behaupteten das frühere Kollegen. Dabei gab er sich nicht bewusst unnahbar oder schwierig. Vielleicht war seine Unzugänglichkeit – genau wie die Tatsache, dass er sich grundsätzlich ganz in Schwarz kleidete – Teil seiner Weigerung, sich in die Rolle des Opfers zu fügen.

Er begrüßte jedes Mitglied der Verhandlungszelle mit einem knappen »Hallo«. Mit keinem der Anwesenden hatte er vorher schon einmal zusammengearbeitet. Das war ungewöhnlich und musste etwas damit zu tun haben, dass Weihnachten war. Offenbar hatte man das Verhandlungsteam allein nach Verfügbarkeit zusammengestellt und nicht danach, ob die einzelnen Mitglieder miteinander harmonierten. Ihm war es gleichgültig. Es fühlte sich gut an, endlich wieder zu arbeiten. Zumindest hoffte er, dass es sich gut anfühlen würde. Seit Monaten hatte er sich auf diesen Tag gefreut und gleichzeitig ein wenig Angst vor ihm gehabt.

Sein Ausscheiden aus dem Polizeidienst war zu einer schwierigen Zeit erfolgt. Zwar hatten ihm viele ehemalige Vorgesetzte versichert, dass sie ihn sofort anrufen würden, wenn bei einer Verhandlung sein besonderes psychologisches Geschick benötigt wurde, aber das Telefon hatte bisher nicht gerade häufig geklingelt. Deshalb besserte er sein Gehalt regelmäßig mit Vorträgen und Lehrgängen auf, für die ihn verschiedene Wirtschaftsunternehmen bezahlten. Sein Wissen über Verhandlungstechniken in Geiselsituationen schien die Geschäftswelt zu faszinieren. Diese Engagements waren nicht nur gut bezahlt, sie machten Ed auch Spaß – zumindest bis zu einem gewissen Grad. Aber er befürchtete, aus der Übung zu kommen und irgendwann als *ehemaliger* Verhandlungsführer zu gelten. Finanziell

würde er das Dasein als Redner und Seminarleiter vermutlich überleben, psychisch nicht.

Koordinator des heutigen Verhandlungsteams war ein gewisser Keir. Er klang jung, was die weiche Haut seiner Handfläche bei der Begrüßung bestätigte. Im Gegensatz zu vielen anderen Verhandlungsführern hatte Ed keine Probleme damit, mit jungen Kollegen zusammenzuarbeiten oder sich jüngeren Vorgesetzten unterzuordnen. Zumal Keirs Stimme ihn als guten Koordinator auswies. Er wirkte ruhig, besonnen und organisiert, Qualitäten, die Ed eigentlich ein Gefühl der Sicherheit hätten vermitteln müssen. Doch es fiel ihm schwer, sich zu entspannen. Er hatte nicht direkt Angst, aber er war nervös – ein ungewohntes Gefühl. Dass er den Auftrag ergattert hatte, war reines Glück. An diesem Morgen hatte es eine Geiselnahme gegeben, und er war als einer von wenigen Kollegen verfügbar gewesen. Er konnte es sich nicht leisten, diese Chance zu vermasseln, und das allein genügte, um eine leichte Unruhe in ihm auszulösen. Dabei gab es eigentlich nichts, womit er nicht zurechtgekommen wäre. Er arbeitete schon lange genug als Verhandlungsführer, um die eigenen seelischen Untiefen zu kennen und sie erfolgreich umschiffen zu können.

»Raymond Stolton ist fünfundsechzig Jahre alt«, begann Keir mit dem Briefing. Ed war bereits in groben Zügen über die Situation informiert worden, freute sich jedoch über jedes konkrete Detail. »Er hat Sanitär- und Heizungsprodukte vertrieben und ist im Ruhestand.«

»War er beruflich erfolgreich? Hohes Selbstwertgefühl?«, fragte Ed.

»Ich bezweifle es. Er wurde ein paar Jahre zu früh in den Ruhestand versetzt, und die Firma, bei der er gearbeitet hat, ist inzwischen pleite. Außerdem hat er zwei gescheiterte

Ehen hinter sich. Und er hatte ein kleines Alkoholproblem.«

»Hatte?«

»Soweit wir wissen, ist er inzwischen trocken. Wie auch immer, er klingt tatsächlich recht nüchtern. Im Prinzip geht es ihm darum zu erfahren, wie seine rechtliche Situation aussieht, nachdem er Ryan Howell erschossen hat, den siebzehnjährigen Komplizen seiner Geisel Aiden Carver. Falls ihm nicht von öffentlicher Seite zugesichert wird, dass er straffrei ausgeht, will er Carver auch noch umbringen.«

»Wenn schon, denn schon«, sagte Ed trocken.

»So ist es.«

»Was ist mit Waffen?«

»Eine Schrotflinte, soweit wir das überblicken können.«

Keir ging dazu über, Ed den Grundriss von Raymonds Haus zu beschreiben, in dem dieser sich mit seiner Geisel verschanzt hatte. Soviel man wisse, befänden sich die beiden im Flur. Da Ed nicht in der Lage war, sich Notizen zu machen, musste er sich so viele Informationen wie möglich einprägen. In wenigen Minuten würde er mit diesem Raymond verhandeln, einem völlig fremden Mann, mit dem er noch nie zuvor gesprochen hatte. Er würde sich mit ihm unterhalten und ihn davon überzeugen, sich der Polizei zu stellen, etwas, was Ed schon unzählige Male getan hatte. Es war ein wichtiger Bestandteil seines Berufs und hätte sich eigentlich normal und alltäglich anfühlen müssen.

Er setzte sein Headset auf und wartete, bis die Techniker der Verhandlungszelle den Telefonkontakt zum Geiselnehmer hergestellt hatten.

»Hallo?« Die Stimme am anderen Ende der Leitung klang verängstigt und argwöhnisch.

»Mein Name ist Ed Mallory. Ich bin Verhandlungsführer und möchte versuchen, mit Ihnen zusammen eine Lösung zu finden.«

»Ich habe es euch doch schon gesagt: Ich lasse dieses kleine Arschloch hier erst gehen, wenn ich meine Schäfchen im Trockenen habe.« Die Stimme gehörte eindeutig einem Londoner. Genauer konnte Ed den Hintergrund des Mannes noch nicht eingrenzen.

»Spreche ich mit Raymond?«

»Mit wem denn sonst?«

»Gut. Ich darf Sie doch Raymond nennen, oder?«

»Nennen Sie mich Ray.«

»Also gut, Ray. Was meinen Sie damit, wenn Sie sagen, dass Sie Aiden erst gehen lassen, wenn Sie Ihre Schäfchen im Trockenen haben?«

»Dass ich für diese Sache auf keinen Fall in den Knast gehe.«

»Das behauptet ja auch niemand.«

»Der Mistkerl hat mich in meinem eigenen Haus angegriffen. Ich habe nur getan, was jeder andere auch getan hätte.«

»Natürlich, Ray. Aber bei allem Respekt: Am Telefon lässt sich das nicht in Ruhe besprechen. Wir müssen Sie untersuchen, uns vergewissern, dass es Ihnen gutgeht. Sie haben eine schreckliche Tortur durchlitten. Und wenn wir das alles erledigt haben, können wir immer noch über die rechtlichen Konsequenzen sprechen.«

»Auf gar keinen Fall. Die Sache wird jetzt sofort geklärt, sonst passiert hier gar nichts. Diesem kleinen Arschloch ist das Lachen jedenfalls vergangen. Sie sollten ihn sehen, er macht sich vor Angst in die Hose.«

»Ich verstehe Ihr Bedürfnis, sich zu rächen, Ray. Es ist

trotzdem nicht richtig, was Sie da tun. Sie müssen Ihre Geisel gehen lassen, dann können wir uns unterhalten.«

Ed hörte plötzlich ein Geräusch im Hintergrund. Es klang, als würde Raymond direkt aus einer Flasche trinken. Sein Verdacht, dass Ray betrunken war, bestätigte sich.

»Ich weiß genau, was passieren wird, Sie neunmalkluger Verhandlungsführer: Sobald ich mein Haus verlasse, nimmt mich die Polizei fest, und es kommt zur Gerichtsverhandlung, in der mich irgendein durchtriebener, hochnäsiger Privatschulwichser auseinandernimmt. Und ehe ich's mich versehe, sitze ich im Knast, während dieser kleine Scheißkerl weiter frei herumläuft und alte Damen ausraubt.«

»Würden Sie mir eine Frage beantworten, Ray?«

»Schießen Sie los.«

»Haben Sie getrunken?«

»Ich habe mir einen Scotch gegönnt, weil ich verdammt noch mal einen nötig hatte.«

Ed lehnte sich auf seinem Stuhl zurück und versuchte sich zu entspannen. Er konnte es sich genauso gut bequem machen, denn er war sich sicher, dass er eine ganze Weile hierbleiben würde.

07.02 Uhr

Lemon Road, Shoreditch

Lucas' Gesicht war zu einer höhnischen, hasserfüllten Grimasse verzogen. Er hasste den Schmerz in seinen Armen und Schultern, wenn er sich an der Stange nach oben zog, aber er liebte ihn auch irgendwie. Mit jeder Anstrengung wurde er stärker, wurden seine Muskeln härter. Er verbrachte jeden Tag viele Stunden vor dem Computer, und

es tat keinem Körper gut, so lange unbeweglich dazusitzen. Lucas hatte nicht vor, dick und träge zu werden. Er war zwanzig, alt genug, dass sich seine sitzende Tätigkeit auf seine Physis auswirkte, wenn er nicht aktiv etwas dagegen unternahm. Wie jeder Krieger musste er dafür sorgen, dass er jederzeit kampfbereit war. Er war nicht allein in diesem Kampf, sondern nur ein Rädchen in einem großen Getriebe.

Seine Muskeln brannten, als er einen weiteren Klimmzug versuchte und ihn tatsächlich schaffte. Er hatte seine vorherige Bestmarke von neunundzwanzig um einen Klimmzug überboten. Als er zu Beginn des Jahres sein Trainingsprogramm gestartet hatte, hätte er sich nie vorstellen können, irgendwann dreißig Klimmzüge zu schaffen. Damals waren zehn schon schwierig gewesen. Gestern und vorgestern hatte er ebenfalls versucht, die dreißig zu knacken, war jedoch gescheitert. Seine Arme hatten vor Anstrengung gezittert und den Kampf gegen die Schwerkraft verloren. Aber heute fühlte er sich selbstbewusst und stark. Die Adern auf seiner von Pockennarben gezeichneten Stirn traten hervor, während er keuchend das Wort dreißig hervorstieß, die Stange küsste und sich dann den physikalischen Gesetzen ergab. Klatschend landete er auf seinen nackten Füßen. »Ja!«, flüsterte er und boxte triumphierend in die Luft. Dass er heute zum ersten Mal dreißig Klimmzüge geschafft hatte, war ein gutes Omen für den bevorstehenden Tag.

Lucas wischte sich das Gesicht mit einem Handtuch ab und zog sich sein Unterhemd und sein Sweatshirt an. Dann schlüpfte er in ein Paar alter Fußballsocken und seine Turnschuhe, schnürte sie zu und ging zu einem Schreibtisch in der Mitte des Raums. Das Gebäude, das sie besetzt hatten, war ein ehemaliger Bürokomplex. Bauunternehmer

wollten es renovieren und in Luxusapartments umwandeln, aber ihnen war offenbar das Geld ausgegangen, sodass Lucas und seine Aktivistenfreunde fürs Erste bleiben konnten.

Lucas griff in die unterste Schublade und zog einen Revolver hervor, klappte die Trommel auf und fuhr mit dem Daumen über die sechs Patronen. Nachdem er die Trommel wieder geschlossen hatte, griff er erneut in die Schublade und nahm eine Schachtel mit Munition heraus. Er hatte noch nie eine Waffe abgefeuert. Wie schwer konnte das schon sein? Er hatte sich informiert und wusste, wie man die Waffe entsicherte, wie man damit schoss und wie man nachlud. Im Internet war jede erdenkliche Information verfügbar, man musste nur danach suchen. Absolut jede.

Lucas überprüfte noch einmal, dass der Revolver gesichert war, bevor er ihn zusammen mit der Munition in die Seitentasche seiner Jacke schob, die an der Tür hing. Dann zog er die Jacke an und ging in den Großraumbereich des Büros hinüber. Dort reihte sich Arbeitsplatz an Arbeitsplatz, kleine Kästen wie in einer Legebatterie. Die ehemaligen Bürokräfte waren jedoch längst verschwunden, waren entweder arbeitslos oder hatten eine neue Anstellung gefunden. Und jetzt lebte Lucas hier, überlebte – gedieh sogar – in den Trümmern des Kapitalismus.

Was er heute tun würde, war nur der Anfang eines langfristigen Protestfeldzugs. Lucas' Brüder und Schwestern auf der ganzen Welt hatten bereits das erste Kapitel der Geschichte geschrieben, an der nun auch er mitwirken würde. Bisher war die Bewegung organisch gewachsen. Ihre Anonymität war für ihr Überleben unerlässlich. Obwohl das Konzept eines Anführers allem widersprach, wofür die Organisation stand, fühlte sich Lucas als Vorreiter, als echter Pionier. Der gewaltlose Protest hatte ausgedient, inzwi-

schen gab es andere Methoden. Diese Methoden konnten, nein, *mussten* endlich zum ersten Mal Anwendung finden, denn warum hätte man sich die Mühe machen sollen, eine Massenbewegung aufzubauen und sich gegen den militärisch-industriellen Komplex zu stellen, wenn man nicht bereit war, auch wirklich für den Sieg zu kämpfen? Lucas und seine Mitstreiter mussten dem Feind zeigen, dass sie nicht einfach so wieder verschwinden würden. Die Bewegung musste Fahrt aufnehmen und ihren bedingungslosen Willen beweisen, auch wenn das bedeutete, dass einige Menschen sterben mussten. Das war okay, denn es war gerechtfertigt. Lucas war nicht der Einzige, der das so sah. Es gab noch andere. Friedlicher Protest funktionierte nur bis zu einem gewissen Punkt. Aber jetzt herrschte Krieg, und Kriege kosteten nun einmal Menschenleben.

07.54 Uhr

Blenheim Terrace, Belgravia

Graham Poynter hätte sich so gern überraschen lassen, hätte es sich so sehr gewünscht, keinen Abschaum vor seinem Haus vorzufinden. In einer Minute, wenn der Fahrer in die Straße einbog und vor dem Haus hielt, würde er mehr wissen. Falls die Luft rein war, wäre das ausnahmsweise einmal eine gute Nachricht. Vielleicht verloren die Mistkerle ja langsam das Interesse an ihm.

Wenn er vom Beifahrersitz in den Rückspiegel blickte, konnte er seine Frau Helen mit versteinertem Gesicht auf der Rückbank sitzen sehen. Ihr machte das Ganze genauso wenig Spaß wie ihm. Sie sah müde aus. Nach den letzten Monaten hätte jeder müde ausgesehen. Er selbst hätte auch

Urlaub gebrauchen können. Die Reisen, die sie früher nach Anguilla und Mustique gemacht hatten – was hätte er heute dafür gegeben! Früher hatte er sie nie richtig zu schätzen gewusst. War es nicht immer so im Leben?

Graham drehte sich auf seinem Sitz um und spähte nach hinten zu Lily. Sie saß da und starrte aus dem Fenster. Er hatte das Gefühl, dass sie sich seines Blicks bewusst war, ihn jedoch ignorierte. Wie immer. Auch für sie war das alles nicht leicht. Sie hatte nichts falsch gemacht, hatte nichts getan und musste dennoch leiden. Vielleicht nicht ganz so sehr wie er, aber annähernd. Direkt nach dem Kollaps des Hedgefonds, bevor ihnen die Konsequenzen voll bewusst wurden, die Auswirkungen, die diese Entwicklung auf ihr Leben haben würde, waren ihm Lily und Helen noch ein großer Trost und Rückhalt gewesen. Als die Wochen in Zürich jedoch zu Monaten geworden waren, hatte diese Unterstützung merklich abgenommen. Inzwischen behandelten ihn die beiden mit unverhohlener Verachtung, als würden sie all die Lügen und Unwahrheiten tatsächlich glauben, die über ihn verbreitet wurden. Sosehr er sich auch wünschte, davonzulaufen und den Kopf in den Sand zu stecken – in gewisser Weise hatte er genau das getan, indem er mit seiner Familie nach Zürich gereist war –, er wusste, dass er zurückkommen und sich seinen Gegnern stellen musste. Wenn sein guter Ruf schon von allen Seiten attackiert wurde, wollte er wenigstens nicht kampflos untergehen.

Dort waren sie. Er entdeckte sie, sobald das Auto um die Straßenecke bog: Anoraks, Daunenjacken und Kameras. Kaum hielt der Wagen am Straßenrand, hatte Graham bereits die Beifahrertür geöffnet. Er würde sich diesen Dreckskerlen nicht eine Sekunde länger aussetzen als un-

bedingt nötig. Mit grimmigem Gesicht öffnete er die hintere Autotür für Helen und Lily, während der Fahrer das Gepäck aus dem Kofferraum lud. Es hätte Graham nicht überraschen dürfen, dass er sofort wieder im grellen Licht der Öffentlichkeit stand, was das Ganze jedoch nicht weniger schockierend machte.

So viel zu seinem neuen Presseagenten. Er hatte Graham geraten, am ersten Weihnachtstag zurückzukommen: Das sei eine clevere Strategie, um die Medienaufmerksamkeit auf ein Minimum zu reduzieren. Graham würde ihn sich heute noch vorknöpfen – Weihnachten hin oder her. Er spürte, wie seine Unterlippe zu zittern begann. *Nein, nicht jetzt*, dachte er. Die Sache mit seinen Weinkrämpfen geriet allmählich außer Kontrolle. Allein im stillen Kämmerlein war das kein Problem – beunruhigend, aber nicht weiter problematisch. Wenn er allerdings hier, in aller Öffentlichkeit, die Fassung verlor, wäre die Katastrophe vorprogrammiert. Also biss er die Zähne zusammen und versuchte sich an einem höhnischen Grinsen, während sie zum Haus gingen. Die Luft flimmerte vor Blitzlichtern, als ein Wachmann sie zur Haustür eskortierte.

Es waren nicht nur die gängigen Medien, die ihn attackierten, sondern auch die antikapitalistischen Spinner im Netz, die sogenannten Hacktivisten. Sein E-Mail-Account war bereits unzählige Male gehackt worden. Diese Verbrecher hatten sogar falsche Profile von ihm in sozialen Netzwerken angelegt. Einige waren harmlos gewesen und hatten sich auf vermeintlich satirisches Geschwafel beschränkt, während andere beunruhigender gewesen waren und ein paar geradezu beängstigend: Menschen, die damit drohten, ihn und seine Familie anzugreifen, und sich in Gewaltfantasien ergingen. Die Polizei war alarmiert und behauptete, sie

würde die Situation beobachten, aber das reichte Graham nicht. Daher der Sicherheitsdienst.

Es waren drei Wachmänner auf dem Gelände, alle groß und muskulös genug, um abschreckend zu wirken. Er war froh, dass der Presseabschaum sie sehen und hoffentlich auch fotografieren würde. Die Botschaft an seine Feinde war klar: Graham Poynter hatte in sämtlichen Lebensbereichen den Kampf aufgenommen.

07.55 Uhr

11 Blenheim Terrace, Belgravia

Helen Poynter blickte zum Haus hinauf, als der Wagen vor der Tür hielt. Sie hatte dieses Haus so sehr geliebt. Es war eins der schönsten Häuser in einer der exklusivsten Straßen Londons, aber das war nicht der Grund. So oberflächlich war sie nicht. Nein, es lag daran, dass es eine Oase der Ruhe war. Das Haus war groß, die Zimmer geräumig und die Fenster doppelt, an einigen Stellen sogar dreifach verglast. Es war das ruhigste Haus, in dem sie je gewohnt hatte. Außerdem war es sicher. Schon vor den Problemen bei Stanmore Partners hatte Graham in modernste Sicherheitstechnik investiert. Helen hatte sich hier immer wohl gefühlt. Hatte, Vergangenheitsform. Das war vorbei. Jetzt fühlte sie sich unsicher, eingeschüchtert, leer. Dieses Haus konnte ihnen genauso entrissen werden wie alles andere, was sie im Laufe der Jahre aufgebaut hatten. Sie wären nicht die Ersten, denen es so erging. Die Ereignisse im September hatten ihr Leben vollkommen auf den Kopf gestellt, doch das Ausmaß an Hass und Zorn, das sich über Graham und die ganze Familie Poynter ergoss, stand in keinem Verhält-

nis zu dem, was sie angeblich verbrochen hatten. Helen war keineswegs verschwenderisch und verwöhnt, wie die Zeitungen in Erfahrung gebracht haben wollten. Sie kannte viele Frauen, die auf deutlich größerem Fuß lebten als sie. Es war schlicht und ergreifend unfair, was die Medien behaupteten, ja, es war bösartig. Graham war Geschäftsmann. Er hatte immer getan, was er für richtig gehalten hatte, für das Unternehmen, seine Kollegen, seine Angestellten und vor allem seine Anleger. Die ganze Welt befand sich derzeit in der Krise. Graham war von den abstürzenden Märkten kalt erwischt worden, und da war er nicht der Einzige.

Das Haus war für die Pressemeute natürlich ein gefundenes Fressen gewesen. Sein Wert entsprach dem Jahresumsatz eines mittelständischen Unternehmens, und es war bereits abbezahlt. Bei der damaligen Grundsanierung waren einzelne Details zu den Medien durchgesickert, was Helen nicht sonderlich beunruhigt hatte. Die Artikel hatten sich auf die fantasievolle Inneneinrichtung und die Qualität der Einbauten und Armaturen konzentriert, nicht auf die Kosten. Aber jetzt ging es nur noch um die Kosten, um nichts anderes mehr. In den Leitartikeln der Zeitungen überboten sich die Journalisten gegenseitig mit ihrer falschen Empörung über die Verschwendungssucht der Poynters.

Das Problem war nicht nur der Hedgefonds. Grahams und Helens Eheschwierigkeiten hatten schon während der vermeintlich guten Zeiten angefangen. Manchmal fragte sie sich, ob Graham vielleicht krank war, ob er unter einer Zwangsstörung litt oder vielleicht am Asperger-Syndrom. Er kannte keine Pausen, machte immer weiter und weiter. Wenn er nicht so erfolgreich gewesen wäre, hätte man sein Verhalten sicher als psychotisch eingestuft. Er war in einem immerwährenden Wettkampf gefangen, einem Wettkampf

der intensivsten Sorte. In Grahams Augen war jeder ein Konkurrent, und Sieger war am Ende derjenige, der das meiste Geld verdiente. So einfach war das. Er kannte nur ein einziges Thema: Geldverdienen. Wenn er nicht darüber sprach, wie er selbst Geld verdiente, sprach er darüber, wie andere Geld verdienten – und mit »anderen« meinte er die Konkurrenz, also andere Banken und Fonds. Es war nicht leicht, mit einem solchen Mann verheiratet zu sein. Das war ihr von Anfang an klar gewesen, aber sie war auf vielerlei Weise entschädigt worden. Und sie hatte ihre eigene Aufgabe gehabt, die Erziehung von Lily.

Als Lily älter geworden war, hatten Graham und sie angefangen, zunehmend getrennter Wege zu gehen, wozu allein schon die geographischen Gegebenheiten ihres Alltags geführt hatten. Wenn man Grahams Auslandsreisen und die Aufenthalte von Lily und ihr in ihrem Zweithaus in den Cotswolds berücksichtigte, verging oft mehr als ein Monat, ohne dass sie auch nur eine Nacht unter demselben Dach verbrachten. Ihre Auseinandersetzungen waren auch früher schon heftig gewesen, jedoch nichts im Vergleich zu den Kämpfen, die sie seit September ausfochten. In ihrem gemeinsamen Exil in Zürich waren ihre Streits die einzigen Gelegenheiten gewesen, bei denen Graham und sie wirklich miteinander kommuniziert hatten. Lily hatte ihre eigenen Probleme. Sie war ein Teenager und zelebrierte das typisch pubertäre Gefühl der Entfremdung mit derselben Leidenschaft und Intensität, mit der sie sämtliche Phasen ihres Lebens anging.

Helen hatte gewusst, dass die Journalistenbrut vor dem Haus lauern würde, wenn sie eintrafen. Graham schien geglaubt zu haben, dass dem nicht so sein würde, weil Weihnachten war, aber ihr war klar gewesen, dass sich diese

Leute von keinem Feiertag der Welt abhalten lassen würden. Wie Haie hatten sie das Blut im Wasser gerochen. Der Vergleich mit den Räubern der Meere war ungerecht: Haie waren viel zu schön und elegant, um für die Beschreibung dieses Packs herangezogen zu werden. Graham nannte die Schreiberlinge, die ihr Geld damit verdienten, sie zu verfolgen und in jedem Winkel ihres Lebens herumzuschnüffeln, »Abschaum«. »Parasiten« traf es besser, fand Helen. Obwohl sie diese Menschen hasste, meinte sie es nicht abwertend. Sie konnten nicht anders. Sobald ein möglicher Wirt auf der öffentlichen Bühne erschienen war und die Leute Partei gegen ihn ergriffen und sich ihre Meinung über ihn gebildet hatten, war er Freiwild. Das Überleben von Parasiten hing nun einmal davon ab, wie erfolgreich sie sich von ihrem Wirt ernährten.

Wenn er sich besonders bedrängt fühlte, pflegte Graham zu bemerken, dass der »Abschaum« seiner schon irgendwann überdrüssig werden und weiterziehen würde, womit er durchaus recht hatte. Dabei vergaß er jedoch, dass Parasiten erst weiterzogen, wenn ihr Wirt – in diesem Fall Graham und seine Familie – ausgeblutet war. Wieder der Blut-Vergleich. Er ließ sich offenbar nicht umgehen. Helen blickte in die Gesichter, die sich ihnen zuwandten, als der Wagen am Straßenrand hielt. Sie alle waren von Kameras verdeckt, aber ihr Ausdruck war dennoch leicht zu erkennen. Es lag weder Bösartigkeit noch Hass in ihren Gesichtern. Die Sache war nichts Persönliches für sie, sie machten nur ihre Arbeit.

Vermutlich lebten sie irgendwo in der Vorstadt, gingen Tag für Tag ihrem Beruf nach, speicherten ihre Bilder ab, kamen mit reinem Gewissen nach Hause und schliefen nachts tief und fest. Ihre Ferien verbrachten sie jeden Sommer an

irgendeinem überfüllten, trostlosen Ort, und ihre Kinder gingen auf die staatliche Schule ihres Viertels. So sehr sich Helen über diese Leute und ihr ungefragtes Eindringen in ihr Leben ärgerte, in gewisser Weise beneidete sie sie sogar. Manchmal fragte sie sich, was aus ihr geworden wäre, wenn sie nicht Graham geheiratet hätte. Beinahe hätte sie einen Mann namens Damien geheiratet – er war Schauspieler und hatte damals hin und wieder eine Rolle im Londoner West End ergattert. Sein Leben war ein ständiger Existenzkampf gewesen, aber er war ein toller Liebhaber, viel besser als Graham, wenn sie ehrlich war. Für Graham hatte sein beruflicher Erfolg gesprochen. Schon als sie sich mit Mitte zwanzig kennengelernt hatten, hatte er mindestens doppelt so viel verdient wie ihr Vater. Der Gedanke, in ärmlichen Verhältnissen leben zu müssen, war ihr zuwider. Damien hatte damals in einer kleinen Mietwohnung in der Nähe der Brick Lane gehaust, während Graham eine geräumige Wohnung mit vier Schlafzimmern in einer Seitenstraße der King's Road sein Eigen genannt hatte. Sie war ein paarmal schwach geworden und hatte Graham mit Damien betrogen, aber sie hatte von Anfang an gewusst, bei wem sie letztlich landen würde. Damien war nie ernsthafte Konkurrenz gewesen. Helen war für das Leben geboren worden, das Graham ihr bieten konnte. Trotzdem hatte sie noch oft an Damien denken müssen. Statt Karriere als Schauspieler zu machen, war er als Dozent an irgendeiner Schauspielschule gelandet und wirkte in seiner Freizeit in Werbespots mit. Das letzte Mal hatte sie ihn in einer Werbung für eine Autoversicherung gesehen. Er sah immer noch gut aus.

Als Helen aus dem Auto stieg, behielt sie ihr ausdrucksloses Gesicht bei. Graham und Lily würden es genauso machen, das wusste sie. Sogar die leise gemurmelten Be-

leidigungen, die der Abschaum ihr entgegenschleuderte – »verwöhnte Schlampe«, »reiche Zicke« –, wurden ohne jede Boshaftigkeit geäußert. Es handelte sich um reine Taktik, halbherzige Versuche, sie wütend zu machen und zu einer Reaktion zu bewegen, weil emotional aufgeladene Fotos höhere Preise erbrachten.

Das Blitzlichtgewitter hörte erst auf, als die Sicherheitsleute, die Graham engagiert hatte, die Familie ins Haus begleitet und die schwere Haustür hinter ihr geschlossen hatten. Helen hätte sich nicht gewundert, wenn sich ein Schlüssel an einem rasselnden Schlüsselring hinter ihnen im Schloss gedreht hätte. Die Boulevardpresse hatte ihr Haus als »weitläufig«, »opulent« und »palastartig« beschrieben, aber so fühlte es sich jetzt nicht an. Es fühlte sich an wie das, was es war: ein Gefängnis.

08.00 Uhr

Fortis Green Road, Muswell Hill, Verhandlungszelle

»Hören Sie mir zu, Ray. Ich bin weder Polizist noch Jurist oder Anwalt. Ich bin hier, um eine Lösung zu finden und dafür zu sorgen, dass niemand verletzt wird. Das ist meine Aufgabe, mehr nicht. Ich kann Ihnen nicht sagen, was Sie bezüglich des erschossenen jungen Mannes erwartet, aber eines weiß ich: Was passiert ist, lässt sich nicht mehr rückgängig machen. Sie haben sich in einer beängstigenden Lage befunden, weil Sie in Ihren eigenen vier Wänden von Einbrechern bedroht wurden. Aus Sicht der Justiz haben Sie dennoch …«

»Scheißjustiz! Darum geht es hier doch und sonst um nichts!«

»Nicht unbedingt. Es besteht sogar die Möglichkeit, dass man Sie gar nicht strafrechtlich verfolgt, aber ich versuche, ehrlich zu Ihnen zu sein. Das ist Ihnen doch lieber, oder nicht?«

»Natürlich ist mir das lieber.«

»Also, hier sind die Fakten: Ihr Fall wird aller Voraussicht nach vor Gericht landen, und dort werden Sie sich verteidigen müssen. Wenn Sie mitten in der Nacht um sich geschossen haben, weil Sie von Einbrechern in Panik versetzt wurden, kriegen Sie mit Sicherheit mildernde Umstände.«

»Muss ich in den Bau?«

»Nein, nicht wenn Sie sich darauf berufen können, in Notwehr gehandelt zu haben. Ob Ihnen das gelingt, hängt ganz von Ihrem jetzigen Verhalten ab, Ray. Wenn Sie die Sache zeitnah beenden, wird man Sie vor Gericht sicher wohlwollend behandeln, weil Sie das Richtige getan haben. Wenn nicht …«

»Werde ich unter der Dusche vergewaltigt. So ist es doch, oder?«

»Das kann ich Ihnen leider nicht beantworten, weil ich kein Foto von Ihnen gesehen habe, aber ich kann mir nicht vorstellen, dass Sie so unwiderstehlich sind.«

Einen Versuch war es wert. Ein Witz – und wenn er noch so lahm war – riss die Zielperson einer Verhandlung bisweilen erfolgreich aus ihrer kompromisslosen Haltung und führte ihr vor Augen, wie aussichtslos ihre Situation war. Nicht so bei Ray. Der Alkohol, den er sich reichlich zu Gemüte führte, machte ihn streitlustig. Ed musste ihn dazu bringen, mit dem Trinken aufzuhören, sonst könnte es zur Katastrophe kommen. Drogen jeglicher Art waren der größte Feind eines jeden Verhandlungsführers.

Der Mensch war auch ohne Stimulanzien unberechenbar genug.

»Sie scheinen das alles hier verdammt witzig zu finden, ganz im Gegensatz zu mir.«

»Ray, ich finde das ganz und gar nicht witzig.«

»Was faseln Sie dann für einen Mist?«

Ed hörte, wie Ray erneut einen Schluck aus der Flasche nahm. Dem Geräusch nach zu schließen befand sich darin inzwischen deutlich weniger als am Anfang.

»Ray, Sie müssen aufhören zu trinken.«

»Sagen Sie mir nicht, was ich zu tun oder zu lassen habe!«

»Wenn Sie sich weiter dieses Zeug hinter die Binde kippen, fühlen Sie sich vielleicht kurzfristig besser, aber glauben Sie mir: Langfristig macht es alles nur schlimmer.«

»*Noch* schlimmer kann es ja wohl nicht werden.«

»Doch. Bis jetzt haben Sie noch nichts falsch gemacht. Sie haben sich auf Ihrem eigenen Grund und Boden verteidigt, haben getan, was viele von uns getan hätten. Sie sollten die Situation nicht dramatischer einschätzen, als sie ist. Wenn Sie jetzt die Waffe niederlegen und aus dem Haus kommen, lässt sich alles regeln.«

»Nein.«

»Wenn Sie hingegen in Ihrem Haus bleiben und weitersaufen, wird die Situation deutlich komplizierter. Sie werden immer wütender werden und immer weniger fähig sein, vernünftig zu denken und eine ausgewogene Entscheidung zu treffen.«

Durch die Leitung war ein erneuter tiefer Schluck aus der Flasche zu hören, bevor Ray erklärte: »Ich sage Ihnen jetzt, wie die ganze Sache ablaufen wird, okay?«

»Ja, okay.«

»Sie werden meine genaue rechtliche Lage in Erfahrung

bringen, und zwar sofort. Mit wem auch immer Sie dafür sprechen müssen, fordern Sie ihn auf, sich so klar und deutlich wie möglich auszudrücken. Mir geht es um die Frage, ob ich für diese Sache strafrechtlich verfolgt werde oder nicht. Und dann teilen Sie mir das Ergebnis mit. Mehr verlange ich nicht. Das sind Sie mir schuldig.«

Die Leitung war tot. Ray hatte aufgelegt.

08.04 Uhr

Jermyn Street, Piccadilly

James war ungefähr einen Meter fünfundsiebzig groß, also weder besonders großgewachsen noch besonders klein. Und er sah gut aus. Es war keine Eitelkeit, die ihn zu dieser Einschätzung brachte, aber er merkte, dass die Mädchen auf ihn standen. Mehr als einmal war ihm gesagt worden, dass er ein wenig aussehe wie Colin Farrell. Gut gebaut war er außerdem, schlank und drahtig. Wie viel er auch aß, er schien nie auch nur ein Gramm zuzunehmen. James hasste dicke Menschen. Wie konnte man seine Gier und seinen Mangel an Selbstbeherrschung nur derart öffentlich zur Schau stellen? Seine eigene Schlankheit hatte vermutlich mit seinem schnellen Stoffwechsel zu tun, der sämtliche Kalorien im Handumdrehen verbrannte. James war immer schon lieber gerannt, als zu gehen. Seine Mutter sagte über ihn, dass er ständig in Eile sei. Das war nichts Schlechtes. Zumal heute, wo er auf keinen Fall zu spät ins Depot von Radcliffe & Penny kommen durfte.

Für Radcliffe & Penny war heute der wahrscheinlich wichtigste Tag des Jahres. Sämtliche Lieferwagen würden unterwegs sein, zumindest hatte das der Disponent gesagt.

Eines der Dinge, die er an diesem Unternehmen mochte, war dessen Umweltpolitik. Bei der Kundendokumentation wurde fast vollständig auf Papier verzichtet, und die Lieferwagen waren Hybridfahrzeuge mit besonders niedrigem CO_2-Ausstoß. Wenn er schon für ein kommerzielles Unternehmen arbeiten musste – und sei es nur vorübergehend –, sollte sein ökologischer Fußabdruck wenigstens so klein wie möglich sein.

Beim Betreten des Depots erhaschte James einen Blick auf sein Spiegelbild im Fenster. Er sah glücklich aus. Und so fühlte er sich auch. Heute war ein guter Tag. Die Sonne schien.

Der Vertriebsleiter sah gestresst aus, als er auf James zukam, hatte aber gleichzeitig die Ausstrahlung eines Mannes, der wusste, dass er der heutigen Herausforderung gewachsen war und sie erfolgreich meistern würde. Er begrüßte James mit einem knappen »Hallo Jim!« und ging mit ihm die Liste der Auslieferungen durch. James hasste es, wenn man ihn Jim nannte, ließ es jedoch auf sich beruhen.

»Ihre Fahrten sind eigentlich alle recht unkompliziert«, sagte der Vertriebsleiter mit seinem ausgeprägten Londoner Akzent. »Der Verkehr dürfte heute Vormittag nicht allzu dicht sein. Sie sollten allerdings die Zeit im Auge behalten, denn wir brauchen Sie um zwölf wieder hier, weil noch vor eins einige geschmorte Truthähne ausgeliefert werden müssen. Alles machbar, Sie werden sehen.«

James nickte und bedankte sich murmelnd, während er die Liste entgegennahm und zu seinem Lieferwagen ging, der bereits mit weihnachtlichen Speisen beladen wurde. Bevor er sich bei Radcliffe & Penny beworben hatte, hatte er sich die Website des Unternehmens angesehen. Die Preise waren eine Unverschämtheit. Natürlich waren sie

das. Schließlich war die Kundschaft an unverschämte Preise gewöhnt, ja erwartete sie regelrecht. Was nicht hieß, dass das Essen nicht gut war. Es war sogar sehr gut und sah unglaublich appetitlich aus – und roch auch so. Stilton-Käse im Tontopf, Käsesorten jeglicher Couleur und Herkunft, geräucherter Fisch, Pasteten, Obstkörbe, gekochter Schinken, Kaviar.

Radcliffe & Penny waren eindeutig gut in dem, was sie taten. Der Cateringmarkt war hart umkämpft, und die Firma war bekannt für die Qualität ihrer Speisen und dafür, dass diese pünktlich und in erstklassigem Zustand am Zielort eintrafen. Zeitpläne waren wichtig. Das hier war die echte Welt. So viele von James' Unifreunden hatten ihre Ferienjobs verloren, weil sie sich nicht an die Arbeitszeiten gehalten hatten. Die Gewohnheiten des Studentenlebens waren eben hartnäckig. Damit wollte er nichts zu tun haben.

James setzte sich auf den Fahrersitz und wartete, bis die letzten Speisen verladen waren. Als er den Rückspiegel richtig einstellte, erhaschte er erneut einen Blick auf sein Gesicht – zumindest auf einen Teil seines Gesichts. Das fröhliche Grinsen war immer noch da. Er biss sich auf die Lippe, um es zu vertreiben. Er hatte zu arbeiten.

08.13 Uhr

11 Blenheim Terrace, Belgravia

Während ihre Mutter Kaffee kochte, saß Lily mit ihrem Vater an der Frühstückstheke. Als sie im September beschlossen hatten, für eine Weile nach Zürich zu gehen, hatten sie ihrer Haushälterin Marie angeboten, mitzukommen

und ihnen dort den Haushalt zu führen, aber sie hatte das Angebot abgelehnt und sich lieber eine neue Stelle in London gesucht. Lily konnte es ihr nicht verübeln. Marie hatte jahrelang die eskalierenden Spannungen im Hause Poynter miterlebt. Das hätte irgendwann jeden in die Flucht getrieben. Ihre Mutter kündigte an, dass sie sich jetzt, wo sie zurück waren, eine neue Haushälterin suchen würden. Bis dahin waren sie auf sich allein gestellt – von den drei Gorillas einmal abgesehen. Ihrem Vater zufolge stammten sie von einer der besten Sicherheitsfirmen Londons, aber Lily traute ihnen trotzdem nicht. Sie schienen sich nur allzu bewusst zu sein, wen sie da bewachen sollten. Bestimmt hatten sie die Schlagzeilen gelesen, in denen es um ihren exklusiven Lebensstil gegangen war, und glaubten jetzt, das große Los gezogen zu haben. Einer von ihnen, der jüngste, der dennoch bereits Anfang dreißig sein musste, hatte ihr zugelächelt. Es war ein beruhigendes, freundliches Lächeln gewesen, in dem jedoch auch ein gewisses Interesse an ihr mitgeschwungen hatte. Er war ziemlich durchtrainiert, groß, mit markanten Gesichtszügen. Aber er war nicht ihr Typ. Lily stand auf Nerds, daran konnte sie nichts ändern. Es war fast schon ein Fluch. All die kernigen, überehrgeizigen Rugby-Typen – die Sportskanonen – fühlten sich zu ihr hingezogen, ließen sie jedoch vollkommen kalt. Vergeistigte Streber waren so viel interessanter, auch wenn diese sie, genau wie alle anderen, für ein verwöhntes Gör hielten. Als sie ihre Freunde einmal darauf angesprochen hatte, hatten diese behauptet, das stimme nicht, doch ihre eifrigen Bemühungen, sie vom Gegenteil zu überzeugen, verrieten ihr, dass sie richtig gelegen hatte. Wie schrecklich vorhersehbar und langweilig. Der Wohlstand ihres Vaters machte ihr alles kaputt. Wenn er berühmt gewesen

wäre, weil er in einer Band spielte oder ein erfolgreicher Schriftsteller war, hätte die Sache ganz anders ausgesehen. Aber der Reichtum ihres Vaters machte Lily nicht interessant, sondern weckte in den Leuten die schlimmsten Gefühle. Sie zogen voreilige Schlüsse über sie, unterstellten ihr Dinge, die gar nicht stimmten, fällten ein Urteil, das fast nur auf Neid beruhte. Was auch immer ihr im Leben zustieß, und wie schwer sie es auch hatte, ihr Wohlstand und ihre Privilegien schienen ihren Sorgen und Nöten die Existenzberechtigung zu nehmen; sie waren es nicht wert, verstanden zu werden. Dabei wollte Lily gar kein Mitgefühl, aber es wäre schön gewesen, wenn sie sich jemandem hätte anvertrauen können. Nieve, ihre beste Freundin, lebte ebenfalls ein privilegiertes Leben – ihr Vater war Diplomat und ihre Mutter Firmenanwältin –, und dennoch hatte sie es leichter, denn ihre Eltern waren nicht das Hassobjekt der ganzen Nation.

»Also, was wollen wir dieses Jahr an Weihnachten machen?«, fragte Helen, als sie ein Tablett mit Kaffeekanne und Tassen auf der Kücheninsel abstellte, an der Lily und ihr Vater saßen. Bis sie endlich eine Antwort erhielt, hatte sie bereits allen dreien Kaffee eingeschenkt und sich auf einen Hocker neben Lily gesetzt.

»Was steht denn zur Auswahl?«, fragte Lily, nachdem sie vergeblich darauf gewartet hatte, dass ihr Vater einen Vorschlag machte.

»Na ja, wir könnten zum Beispiel nach dem Mittagessen ein paar Gesellschaftsspiele spielen.«

Es lohnte sich nicht, sich aufzuregen. Als ob sie jemals Gesellschaftsspiele zusammen gespielt hätten wie eine normale Familie. Der Vorschlag ihrer Mutter war an Blödheit kaum zu übertreffen, also konzentrierte sich Lily stattdes-

sen auf einen anderen Teil ihres Satzes und fragte: »Was gibt es denn zum Mittagessen?«

»Ich habe bei Radcliffe & Penny ein paar Kleinigkeiten bestellt. Keine Angst, ich weiß, dass du keinen Truthahn magst, daher habe ich mich auf Roastbeef, Pasteten und Salate beschränkt.«

»Super.« Lilys Tonfall sollte in ihrer Mutter den leisen Verdacht wecken, dass sie es sarkastisch meinte, sie jedoch nicht zu sehr auf die Palme bringen. »Allerdings habe ich nicht wirklich Lust auf ein großes Weihnachtsessen«, fügte sie hinzu.

»Ich auch nicht«, sagte Graham und nahm einen Schluck von seinem Kaffee.

Lily beobachtete, wie ihre Mutter sofort auf die Aussage ihres Vaters ansprang, die irgendeinen Alarmschalter in ihrem Kopf umgelegt haben musste. Ob berechtigt oder nicht, sie hatte sie offenbar als feindselig wahrgenommen. Lily wusste, dass ihre Mutter normalerweise nicht von sich aus Streit anfing, doch seit Zürich befand sie sich in einem Zustand ständiger Wachsamkeit und witterte überall feindliche Manöver. Es war wirklich erbärmlich.

»Was würdest du denn gerne stattdessen tun, Graham?« Dass sie seinen Vornamen verwendete, war ein untrügliches Zeichen: Ihre Mutter war auf Krawallkurs. Die beiden hatten sich nicht mehr gestritten, seit sie in Zürich ins Auto gestiegen waren, was bereits fünf oder sechs Stunden her sein musste. Nachdem Helen keine Antwort auf ihre Frage erhielt, stellte sie gleich die nächste. »Würdest du lieber auswärts in einem Restaurant essen? Damit wir beim Betreten des gewählten Etablissements von einer Fotografenmeute abgelichtet werden?«

»Meine Güte, Helen! Lass es einfach, okay?«

»Was meinst du mit ›Lass es einfach‹?«

»Es ist Weihnachten. Die Restaurants haben also entweder geschlossen oder sind vollkommen ausgebucht. Außerdem hast du recht: Wir würden überall Gefahr laufen, von Fotografen belagert zu werden.«

Obwohl ihre Mutter den bei weitem aggressiveren Tonfall anschlug, drehte sie den Spieß um und warf Graham vor, sich zu echauffieren.

»Graham, beruhige dich bitte. Lass uns versuchen, wie zivilisierte Menschen miteinander umzugehen.«

»Ich bin nicht derjenige, der …«

Lilys Hocker schrammte laut über den Küchenboden, als sie ihn nach hinten schob. Beide Eltern drehten sich zu ihr um, als hätten sie ihre Anwesenheit vollkommen vergessen.

»Ich lasse euch jetzt lieber allein«, verkündete sie.

Ohne ein Wort zu sagen, sahen Graham und Helen ihr hinterher, als sie mit ihrer Kaffeetasse die Küche verließ. Sie schnappte sich eine ihrer Taschen von dem Gepäckstapel in der Eingangshalle und fing an, die Treppe hinaufzugehen. Wenn sie noch ein wenig auf den Stufen verharrte, würde sie ihre Eltern vermutlich dabei belauschen können, wie sie über sie sprachen. Sie würden kommentieren, wie distanziert ihre Tochter sich verhielt, welch nachteilige Wirkung die Ereignisse auf sie hatten. Jeder würde versuchen, dem anderen die Schuld dafür in die Schuhe zu schieben, ohne sich wirklich für ihr Wohlbefinden zu interessieren. Sie benutzten sie nur als Vorwand für weitere Feindseligkeiten. Als Lily ihr Zimmer im ersten Stock erreichte, hörte sie ihre Mutter mit erhobener Stimme herumzetern, aber sie war schon zu weit entfernt, um den genauen Wortlaut zu verstehen.

Nachdem sie die Reisetasche neben ihrem Bett und die Kaffeetasse auf dem Schreibtisch abgestellt hatte, trat sie ans Fenster. Von diesem Zimmer hatte man keine besonders gute Aussicht. Lily hatte es sich aus sämtlichen zur Wahl stehenden Zimmern nur aus einem einzigen Grund ausgesucht: weil es am weitesten vom Schlafzimmer ihrer Eltern entfernt lag. Von ihrem Fenster blickte man fast direkt in das Kinderzimmer des Nachbarhauses hinüber. Der Einrichtung nach zu urteilen war das Kind etwa acht oder neun Jahre alt. Lily kannte es nur vom Sehen, da sie und ihre Familie keinerlei Kontakt zu den Nachbarn hatten. Als sie nun die Einrichtung des Kinderzimmers und die Spielsachen auf dem Boden sah, überkam sie ein Gefühl der Sehnsucht nach ihrer eigenen Kindheit. Als Kind hatte sie Weihnachten geliebt, es war eine magische Zeit für sie gewesen. In diesem Jahr hätte Weihnachten gerne ausfallen können, wenn es nach ihr gegangen wäre.

Sie hörte ein Geräusch vor dem Fenster. Es war laut genug, um durch die Doppelverglasung zu dringen. Erst als es sich wiederholte, ging ihr auf, dass es von einem der Gorillas stammte. Er stand unterhalb von ihr auf der Terrasse und räusperte sich. Es war der Wachmann, der ihr vorhin zugelächelt hatte. Hatte er sie etwa beobachtet? Sie war im Fenster ihres Zimmers bestimmt nicht zu übersehen gewesen. Was für ein widerlicher Typ. Sie schloss kurzerhand die Jalousie.

Aus ihrer Tasche zog sie ihr MacBook Pro und klappte es auf. Der Breitbandanschluss war so schnell und zuverlässig wie eh und je, und so war sie bereits Sekundenbruchteile später online und tippte eine Nachricht an Nieve:

GOLDMANN

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE

Max Kinnings

Stirb für deine Sünden
Thriller

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 416 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-48145-3

Goldmann

Erscheinungstermin: Februar 2015

Er hat gestohlen. Er hat gelogen. Er hat betrogen. Nun soll er für seine Sünden sterben ...

Der gefallene Hedgefonds-Manager Graham Poynter hat sich in seiner riesigen Villa im Londoner Nobelviertel Belgravia verbarrikadiert. Ein Elite-Sicherheitsteam soll ihn und seine Familie vor der Meute Journalisten schützen, die draußen auf ihn lauert. Doch gegen den maskierten Eindringling haben sie keine Chance. Als die Fernsehkameras schockierende Bilder von einem auf dem schmiedeeisernen Zaun aufgespießten Wachmann senden, schickt die Londoner Polizei ihren besten Mann: Ed Mallory, den blinden Ermittler und Spezialisten für Geiselnahmen. Doch wie stoppt man einen Wahnsinnigen, der in seinem unbändigen Rachedurst keine Gnade kennt?

Der Titel im Katalog